Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 2

Artikel: Der Birnbaum [Fortsetzung]

Autor: Reinhart, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633591

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 2 — XI. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 15. Januar 1921

Winterreise.

Von Fr. Hebbel.

Wie durch so manchen Ort
Bin ich nun schon gekommen,
Und hab' aus keinem fort
Ein freundlich Bild genommen.

Man prüft am fremden Gast
Den Mantel und den Kragen,
Mit Blicken, welche fast
Die Liebe untersagen.

Der Gruß trägt so die Spur
Gleichgültig-offner Kälte,
Daß ich ihn ungern nur
Mit meinem Dank vergelte.

Und weil sie in der Brust
Mir nicht die Flamme nähren,
So muß sie ohne Lust
Sich in sich selbst verzehren.

Da ruf ich aus mit Schmerz,
Indem ich fürbaß wand're:
Man hat nur dann ein Herz,
Wenn man es hat für andre.

Der Birnbaum.

Von Josef Reinhart.

2

Auf dem Hard sitzen sie beim Imbiß, als der Bruder ankommt. Er muß zusitzen.

„Nimm, Albert, oder magst nicht trinken? Most! Oder möchtest etwas Warmes!"

„Nit, Nit!," wehrt er ab, „ich mach gern Gesundheit. Es ist, mein ich, lang, daß man einander gesehen hat!"

Kälblein hat der Joseph keines. Aber zu berichten und zu fragen gibt's dafür.

„Schön jetzt über Land, man hat nicht Augen genug!"

„Es sollte nie finster werden jetzt, daß man immer nur mit den Augen schauen könnt!"

„Wenn er das noch hätt sehen können, der Vater!"

„Ja, der Birnbaum, daß ich's nicht vergeß! Der steht schön. Der kann gut werden!"

„Wenn's Gotts Will ist, so kommen wir am Bettag! Es ist schön, wenn man einander wieder findet! Man könnte meinen, es ist gut für die Augen. Man schaut wieder heiter!"

Als der Albert wieder den Hut in der Hand hat, schaut der Josep seine Frau an und dann den Albert:

„Was meinst, wie wärs? Ich hätt fast Lust, mit dir den Weg zu machen, Runkelsamen hat die Marebeth vielleicht noch, schönen!"

Joseps Frau lacht den geraden Weg hinaus:

„Nesterleute seid ihr halt, gelt, alle drei ihr! Meinst, er könnte nicht gehen ohne dich, daß ihr euch einen Tag vertörlen dürft!"

Der Josep nimmt dem Bruder den Hut aus der Hand: „Bleib da über Mittag! Dann komm ich mit!"

Der Albert zögert ein wenig, er will beizeiten daheim sein. Aber es ist wie wenn ein Fenster mehr wäre in der Stube.

Er legt den Stock wieder ab. Es ist nur einmal Haustagen. Und während die Frau ein Stücklein Fleisch übertut, gehen die Brüder vor das Haus. Der Josep hat neue Starenkästlein gezimmert, grün angestrichen; die Brüder stehen unter einem Baum und schauen hinauf; im Garten hat Josep der Frau Bergsteine, einen Wagen voll, um die Beete gesteckt, daß die Erde nicht herausbröckelt. Hinter dem Garten hat er den Rindlein einen Weidhag gemacht, daß sie am Abend an die frische Luft kommen und sich ergehen können.

„Jetzt macht man viel mit Stacheldraht!" bemerkt der Albert, als er an den Lattenhag kommt.

„Meinetwegen, es tut den Tieren weh, und ich mein, auch den Augen!"

„Der Vater hat das so gehabt: was daheim wächst, darin ist's einem wohl! So wird's das Veh auch haben. Es wird auch lieber weiden, wenn's den Gatter nicht fürchten muß!"

Als Albert über die Schwelle des Kuhstalls trat, sprach er des Vaters Spruch:

„Soll dir gut gehn im Stall!"

„Gotteswill!“ antwortete der Bruder und nahm die Gabel, legte dieser Kuh ein Büschel trockenes Stroh unter, redete eine andere an: „He du, Blum, lieg nicht auf dem nassen Boden!“

Albert hatte diese Kuh mit den Augen gesucht, die der Bruder aus dem Nesterhause heraufgeführt. Er trat zu ihr und fuhr ihr mit der Hand über den Rücken, klopfte ihr die Wamme, und als sie mit ihrem braunen Stirnfleck zu ihm aufschaute, ruhig wiederkäuend, lächelte er zum Bruder: „Weißt, ich mein, diese Rasse hat es im Blick! Es ist mit den Kühen wie mit den Leuten!“

Der Bruder kam auch näher und redete etwas zu ihr: Ja, sie hat die Kinder auch gern. Den Buben läßt sie reiten, wenn's ist!“

„Ein Tier, das Kinder gern hat — man sollt es nicht sagen, aber weiß Gott — ist mir lieber als viele Menschen!“

Der andere gab ihm mit einem Nicken recht und lächelte zu seiner Frau hinüber, die jetzt auf der Schwelle stand und zum Essen rief.

Lang blieben sie am Tisch; die Kinder Joseps taten ein wenig scheu, und der Albert war auch nicht wie daheim Aber Joseps Frau knüpfte zwischen dem Vetter und den Kindern ein Fädlein an:

„Seh, sag jetzt dem Vetter dein Osterhasenlied auf, kannst dann einmal mitkommen, wo sie ein Zeit[1]) haben mit einem Guggu drin.“ Da war's nun ein anderer Vetter, und als das eine mit seinem roten Schnäblein sein Verslein geplappert, nahm es der Vetter auf die Knie, gab ihm dürre Zwetschgen und Birnen und machte mit ihm Schuhmächerlis. Da gingen den Kindern die Fensterlein auf. Sie kletterten an ihm herum, und zuletzt zeigte er ihnen noch, wie man Mehlsäcklein kehrt.

Als Albert so geschäftete und die Stube voll Lachen war, blinzelte die Frau mit einem Auge den Schwager an:

„Einen guten Vater gäbst du schon, Schwager!“ spaßte sie, aber da er ihren Blick nicht aushielt, fragte sie nicht weiter.

Josep stand auf, zog den blauen Burgunder an und holte dem Bruder eine Zigarre aus dem Kästlein.

Als sie auf dem Steintritt vor der Türe standen, nahm die Frau den Kleinen an der Hand hervor:

„Gib dem Vetter das schöne Händli!“ Scheu, da er jetzt den Hut auf hatte und den Stock in der Hand, wagte es sich hervor und gab ihm die Hand. Als er das kleine Händchen spürte, hob er das Kind mit beiden Armen auf und drückte es ungeschickt an sich. Die Frau schaute ihm zu, und ein Blick ging von ihm zum Mann.

Dann schritten sie am Bienenhaus vorbei in den Weg hinaus dem Wald zu, der den Hard vom Saalhof trennt. Die Brüder kamen nicht in einem geraden Schritt aus dem Bereich des Hofes; denn es war noch mancher Baum, vor dem sie stehen blieben. Anfangs ging der Albert voraus. Aber als sie in den Wald eintraten und eine Weile hintereinander geschritten waren, suchte Josep nach einem Späßlein oder Sprüchlein; aber es wollte ihm jetzt keins von den Dingen recht auf die Zunge passen. Und als Albert immer auszog und in der Art, wie er den Stock in mattem Bogen herumschwang, eine innere Unfröhlichkeit ausdrückte, fing Josep an, ein Lied zu probieren, zuerst wie ein Vogel, der sich in der Höhe festsetzt, und dann, als Albert, ein wenig den Kopf zurückgewandt, wie horchend langsamer ging, summte er die Melodie, und dann wurden Worte und ein Verslein daraus:

„Alleweil, alleweil fidel!
Und alleweil traurig sein,
Das mag i nit, bei meiner Seel!“

Albert nickte im Weitergehen ein paar Takte des Liedes mit dem Kopf, und als der Bruder nun mit herzhaftem Ton von neuem ansetzte, summte er einen Baß dazu, bis beide stehen blieben und einander ins Gesicht lachten:

„Weißt noch, das sang er an deiner Hochzeit, oben am Tisch!“

„Ja, und an der Taufe von deinem Kind!“

„Meinst er hätt's auch noch gesungen, wenn's im Nesterhaus zu taufen gibt!“

Da stand Albert still, wie von einer Feder gestellt: „Du, red mir nicht davon, weißt!“

„He, was ist?“

Albert schüttelte den Kopf: „Ich weiß es nicht, aber ich mein, ich bin nimmer recht der gleiche!“

„Wo fehlt's denn?“ — Keiner schaute dem andern ins Gesicht.

„Es fehlt — ich weiß es nicht! Nirgends! Nur mein ich, es ist nicht recht, daß ich jetzt im Sonnenschein herumspazier mit dir und sie daheim muß auf dem Felde sein! Das ist's!“

„Bist halt kein rechter Nester mehr du, seit eine Frau hast!“

„Bei Gott, ich bins noch, aber manchmal, wenn ich an die Frau denk: keine Ruh, immer auf und an der Sach, von früh bis spät und nichts sonst als der Hof und der Hof und die Sach und das Geld!“

„Ja, mit der wirst du noch reich!“

Albert nickte zögernd und nahm das Wort auf:

„Vorwärts gehts wohl; jetzt trag ich schon die neue Brente voll in die Käserei!“

„Reich ist der alte Nester nicht worden und wir auf dem Hard auch nicht.“

Albert schüttelte den Kopf: „Weißt, Josep,“ lachte er, „deine Frau kennt uns auch, die Nester!“

„Sie ist auch ein wenig so; vielleicht ist es gut, daß die deine strenger ist; das gibt ein schönes Wupp: farbiger Zettel und Werk im Einschlag!“

„Meinst?“

„He, denk dran!“

Da hob Albert den Kopf, und in ihren Augen hätte man jetzt nicht unterscheiden können, welches der Josep und der Albert wäre.

„So wollen wir jetzt doch eins singen, weil wir allein sind und's niemand hört!“ sagte Josep, als er den Bruder aufgerichtet hatte.

Und sie sangen den Wald hinaus einträchtig und gerecht ein Lied mit allen Versen, bis die helle Sonne und der helle Werktag zwischen den Stämmen hereinblitzte.

[1]) Wanduhr.

„Jetzt aber hör auf, du!" Und Albert fuhr mit der Hand über den Mund, wie wenn er etwas Unerlaubtes Süßes getrunken.

Als sie den Saalhof hinaufschritten, sahen sie die Schwester, des Bannwarts Frau, mit ihren Kindern am Hügel unter einem Baum den Imbiß nehmen:

„Die wird denken, da kommen sie grad recht!"

„Man könnt fast meinen, man hätt es so gerichtet!" lachte sie und setzte ein Kind nieder, das ihr auf dem Schoß gesessen:

„Gottwilche bei uns! He! was kommt die zwei an! Das ist jetzt schön!"

Josep machte einen Spaß, während er ihr die Hand gab: „Die Weiber haben uns an die Sonne geschickt zum Verlüften!"

„Aber schön ist das nicht, sie daheim zu lassen bei dem Wetter!"

„Man kommt eher wieder heim, wenn die Weiber nicht dabei sind!"

Die Kinder grüßten die Vettern helläugig, aber ein wenig scheu, und das jüngste wollte ihnen die Hand nicht geben. Es kehrte sein Gesicht der Mutter in den Schoß:

„Mah furt goh! Muetti schöni Gschicht erzelle!"

Da lachte die Mutter und strich dem Kinde über die Haare:

„Ich hab ihnen die Geschichte erzählt von der Blümlisalp!" Sie kehrte sich mit hellem Gesicht, daß sie die hohe Stirne mit der Hand beschatten mußte, nach den Bergen zu, die in reinen Linien vom blauen Himmel abstachen.

Als sie eine Weile schweigend gestanden, trat das Mädchen hervor und zeigte mit dem Fingerlein hinaus: „Dort ist der Berg mit dem Schweizerkreuz, das an der Bundesfeier hervorkommt, und dort ist der Berg, wo jetzt die Weid verschüttet ist und der geizige Senn darunter liegt!"

Die Mutter ließ es nicht recht ausreden und hielt ihm die Hand auf den Mund:

„Du, red dann am Sonntag! — Gelt, ihr werdet denken: die erzählt den Kindern Märlein und läßt den Karst leer stehen auf dem Feld. Aber jetzt kommt ihr heim, der Bannwart ist ins Holz!"

Sie nahm das Kleine auf den Arm und nickte freundlich den Zögernden, ihr zu folgen.

Die Brüder schauten einander an:

„Versäumen wollen wir dich nicht, und was wir wollen, ist bald ausgerichtet."

„Runkelsamen, wenn du hast!"

„Ein Kuhkalb zum Anstellen!"

Jeder sagte sein Sprüchlein, und während ers vorbrachte, mußte der andere lächeln und der Schwester ein Blicklein geben: „Du weißt wohl, es ist nicht deshalb!"

Die Schwester hatte beiden das Lächeln und Blinzeln abgenommen, aber sie gab es mit einem Lachen gradaus zurück.

„O, es wär verwandtschaftlicher, wißt, wenn man sonst einmal den Weg fände ohne Ausrede!"

Aber da war sie schon wieder ernst: „Ueberhaupt, es ist doch keine Art, so wie der Biswind daherzukommen, ohne daß man einem eine Silbe meldet, mira, ich kann euch nicht einmal recht aufwarten!"

Der Albert grübelte während ihrer Rede eine Handvoll dürres Geschleck aus seinem Säcklein und ließ ihre liebevolle Schelterei nebenaus gehen.

Dr Emanuel Friedli.
Verfasser des Werkes „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums". Verlag A. Francke, Bern. (Nach einem Holzschnitt von Karl Hänny.)

Die Schwester aber drängte, als die Brüder noch immer zögerten:

„Jetzt kommt ihr: und wenn auch weder Kuhkälblein noch Runkelsamen zu haben ist jetzt auf dem Saal, so müßt ihr doch etwas heimtragen, daß euch die Frauen nicht auslachen, ihr seiet um den St. Niklaus ausgewesen!"

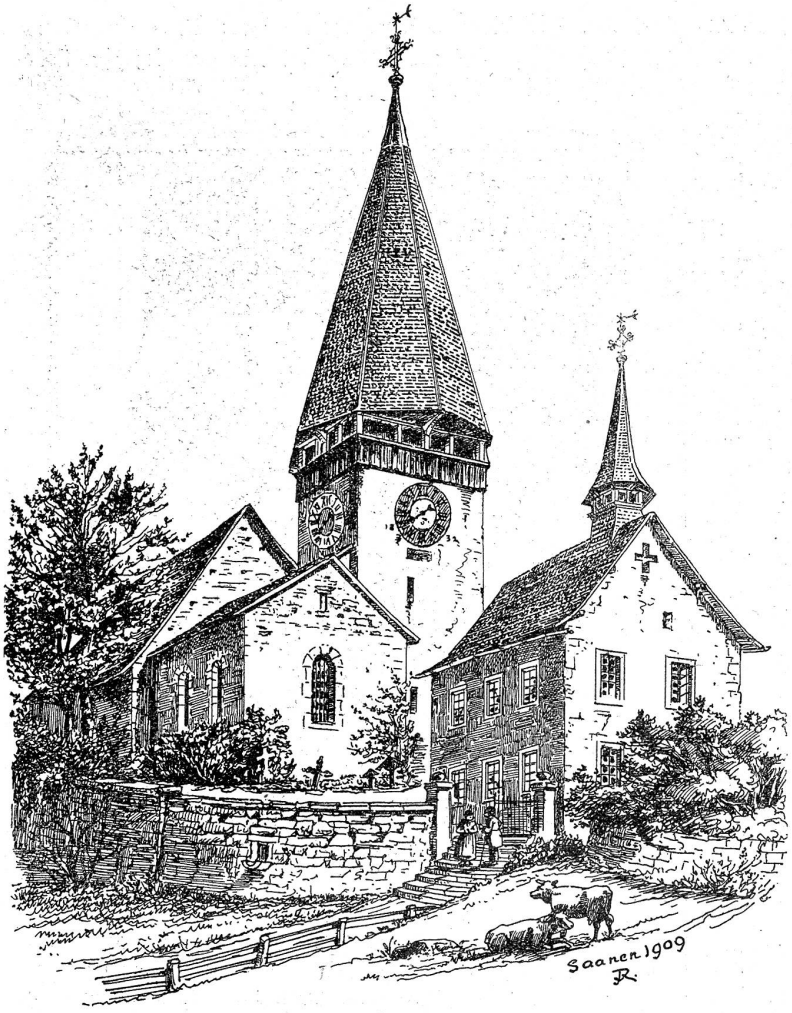
Der Josep schaute den Bruder an, und sein Blick streifte den Acker, wo der Pflanzplätz noch auf eine Strecke in rohen Furchen lag; da zog er die Brauen hoch: „Du, weißt was? einen Schluck wollen wir nicht absagen, da draußen, wies der Vater gern hatte, wenn die Berge abgedeckt waren, die Augen müssen auch etwas haben; aber im Weg stehen wollen wir derweilen auch nicht; was meinst Albert, wenn wir ihr wieder einmal zeigten, wie die alten Nester ihre Bohnenlöcher machten!"

Albert ging darauf ein: „Meinst, daß sie gewahrt, es ist noch nicht verschwitzt, was sie uns einst gelehrt, die Mutter!"

Die Schwester ging scherzhaft darauf ein. Schon auf dem Weg zum Hause kehrte sie sich um: „Ja," lachte sie heraus, „das nimmt mich goppel wunder, ob ihr das nicht verlernt bei euren Frauen!"

„He so gilt's, Marebeth, wir machen dir ein Bohnenbeet, daß die Leute am Sonntag still stehen und das Weitergehen vergessen!"

Die Kinder suchten sich augenbereit am Boden ein schicklich Plätzchen aus, die Brüder zogen ihre Burgunder



Kirche von Saanen,
1444 neu erbaut, war dem heil. Mauritius geweiht. Daneben das zur Schule umgebaute Beinhaus.

aus, litzten die Aermel auf und nahmen Hacke und Rechen zur Hand.

Die Frau ging ohne große Eile dem Hause zu, und an ihrem gemessenen Gang konnte man fast ein wenig Nesterschalkheit gewahren, die gerne einen guten Spaß mit der Bauernarbeit aufwachsen und gedeihen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Saanenlande.

Das Saanenland steht gegenwärtig in der Gunst der Volkskundler und Historiker. Wie wir an anderer Stelle[1]) bereits vermeldeten, hat der „Bärndütsch"-Forscher Dr. E. Friedli seit mehr als Jahresfrist schon sein „Hauptquartier" dort oben aufgeschlagen. Seine büchergefüllte Studierstube schaut nach den zweiggegabelten Talgründen des Gsteig und Lauenen hinauf. Im Rücken hat er das alte Saanen mit seiner hochragenden Kirche. Friedli findet für seinen „Saanen"-Band schon gute Vorarbeiten vor, von eifrigen und geschickten Volkskundlern und Historikern geleistet. Vor kurzem erst schrieb der Berner Seminarlehrer Dr. G. Aebersold sein gediegenes Buch „Studien zur Geschichte der Landschaft Saanen", das die historischen Quellen gründlich und zuverlässig absucht und faßt. Zu ihm gesellt sich nun ein zweiter begeisterter Saanenforscher, ein Kind des Landes, der an der Entstehung der Heimatkunde des Saanenlandes, wie Friedli sie plant, durch tiefschürfende Einzelstudien tätigen Anteil nimmt. Von Robert Marti-Wehren, Lehrer in Bern, sind kürzlich zwei Schriften erschienen, die das Interesse und das Lob des Geschichtsfreundes und Volkskundlers finden werden. Die eine behandelt die alten Saanenhäuser mit ihren Inschriften und ihrem Fassadenschmuck[1]). Diese originellen, altersschwarzen oder sonnengebräunten Holzhäuser mit ihren eingemeißelten Ornamenten und eingeschnitzten oder aufgemalten Sprüchen liegen nicht alle an der großen Landstraße; viele müssen in den weitzerstreuten Bäuerten des Tales, in Lauenen, in der Bissen, auf dem Saali, auf der Windspillen, im Ebnit, in Feutersoey, in Gsteig, im Turbachtal usw. gesucht werden. Der Verfasser der Arbeit — sie ist im schweiz. Archiv für Volkskunde, Bd. XXIII. erschienen und als reich illustrierte Broschüre in der Buchdruckerei E. Müller in Saanen erhältlich — hat weit über hundert solcher Hausinschriften kopiert, z. T. abgezeichnet und mit ihrer Ornamentik beschrieben.

Das Saanenhaus ist eine Mischung von Block- und Ständerhaus. Auf einem gemauerten und weißgetünchten Kellergeschoß ruht ein Geschoß in Ständerbau, auf diesem wieder sitzen ein oder zwei in Blockverband konstruierte Geschosse. Das gerade Dach ist ziemlich flach, breit ausladend und auf der Giebelseite auf konsolartigen Ladenvorsprüngen aufgestützt. Die Giebelwände sind mit dichtgedrängten Fensterreihen versehen, deren kleines Fenster — früher Butzenscheiben — freundlich im Morgenlicht blinken oder im Abendgold erstrahlen. Charakteristisch für die Saanenhäuser sind die an der Frontseite nach den beiden Flankenlauben aufsteigenden Holzstiegen. Vielfach trifft man bei alten Häusern noch den hölzernen Burgunderkamin an, der mittelst eines Deckels von innen verschließbar ist. Er dient der in der Hausmitte liegenden Küche als Lichtschacht.

Die Hausinschriften geben außer den Baudaten fast immer den Namen des Bauherrn und gelegentlich den seiner Ehefrau und den des Zimmermanns an. Der übrige Text ist meist religiösen Inhalts, auch etwa von einem Lokalpoeten verfaßt. Es sei hier ein Beispiel hingesetzt. An einem Haus zu Saanen steht unter der Jahreszahl 1659 in etwas schwieriger Orthographie zu lesen:

„Diß Hauß hatt Heinrich Perreten der zeit Lantts venner [gebuwen,
Uff Gott den allerhöchsten stahtt all sein Hoffnung und [vertruwen,
Er laßt den lieben Gott walten, der Ihnne und sein Haus- [gesind wird erhalten. Gott allein die Ehr.
Hans Tüller an diesem Haus Zimmermeister war,
welcher auch sein Hoffnung uf Gott setzet ganz und gar.
Zum beschluß noch merk hier die Summ:
Befleiß dich der Gottsfurcht und blib from.
FINIS. COVRONOT. OPVS."

Nicht selten ist an alte Saanenhäuser das Landschaftswappen mit dem Kranich gemalt, eine Erinnerung an die alte Greyerzer Untertanenzeit.

Die zweite Arbeit Robert Martis ist eine historische Studie über die Mauritiuskirche zu Saanen. Vor der heutigen großtürmigen Kirche stand ohne Zweifel schon seit der frühesten Alemannenzeit, d. h. seit dem 11. Jahrhundert eine Kirche in Saanen. Aus den Urkunden geht hervor, daß sie vom nahen Kloster Rougemont aus bedient wurde. Die

[1]) Siehe in Nr. 45 (1920) den Aufsatz „Bärndütsch".

[1]) Wir entnehmen ihr mit gütiger Erlaubnis des Verlages die drei Ansichten von Saanenhäusern S. 17 und 18.